

Zeitschrift: Unsere Kunstdenkmäler : Mitteilungsblatt für die Mitglieder der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte = Nos monuments d'art et d'histoire : bulletin destiné aux membres de la Société d'Histoire de l'Art en Suisse = I nostri monumenti storici : bollettino per i membri della Società di Storia dell'Arte in Svizzera

Herausgeber: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte

Band: 32 (1981)

Heft: 4

Artikel: Baugeschichtliche Untersuchungen im Haus Steinbockgasse 7 in Zürich : ein Beitrag zur Monumenten-Archäologie in der Zürcher Altstadt

Autor: Schneider, Jürg Erwin

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-393424>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BAUGESCHICHTLICHE UNTERSUCHUNGEN IM HAUS STEINBOCKGASSE 7 IN ZÜRICH

EIN BEITRAG ZUR MONUMENTEN-ARCHÄOLOGIE IN DER ZÜRCHER ALTSTADT

von Jürg Erwin Schneider

Die in den Jahren 1976 und 1978/81 sanft renovierte städtische Liegenschaft Steinbockgasse 7 liegt im «Grünen», genauer in dem Geviert, welches durch die Gassen Rindermarkt, Stüssihofstatt/Niederdorfstrasse, Brunn- und Froschaugasse gebildet wird.

Es scheint, als hätte man im späten 13. Jahrhundert den durch diese Gassenzüge gebildeten Freiraum von ungefähr 0,3 ha durch ein rückwärtiges Geviert von Häusern verstellen wollen. Diese «Planung» wurde glücklicherweise nicht vollständig durchgeführt und blieb in den Anfängen des 14. Jahrhunderts stecken. Einzig die spätmittelalterlichen Häuser Stüssihofstatt 7 und 9, Steinbockgasse 5 und 7 und wohl auch Niederdorfstrasse 6 gehen auf diesen städteplanerischen Willen zurück. Möglicherweise dachte man sogar daran, die heute als Sackgasse ausgebildete Steinbockgasse von der Froschaugasse (ursprünglich Strytgasse genannt, vgl. Abb. 1) bis zur Stüssihofstatt zu



Abb. 1. Zürich. Ausschnitt aus dem Stadtprospekt von Jos Murer (1576). Zwischen den Kugelbäumen erkennt man den Laubengang, welcher von der Brunngasse 4 die Verbindung zur Steinbockgasse 7 herstellt

verlängern. Damit wäre dieses Geviert durch eine West–Ost verlaufende Achse erschlossen und sicherlich vollständig überbaut worden¹.

Auf dem Stadtprospekt von Jos Murer (1576) ist indes der spätmittelalterliche Charakter noch voll bewahrt (vgl. Abb. 1). Gärten, Grünflächen und Bäume mussten zum Teil erst im 18. Jahrhundert Werkstattbauten, Schöpfen und kleinen Waschhäuschen weichen. Immerhin sind auf dem «Müller-Plan» von 1788–1793² noch fünf mehr oder weniger durchgestaltete Gärten bezeugt, die sich zum Teil heute noch als reizvolle, baumbestandene Hinterhöfe erhalten haben.

DIE BAUUNTERSUCHUNG

Während der mit grösseren Unterbrüchen durchgeführten Aussen- und Innenrenovation konnten unter der Leitung des Schreibenden, von Armin Mathis und Alfred Hofstetter monumentenarchäologische Untersuchungen gemacht werden, welche interessante baugeschichtliche Aufschlüsse über die bislang kaum beachteten «Hinterhofhäuser» gebracht haben.

Das Haus besteht grob aus zwei Teilen, einem südwestlichen älteren und einem nordöstlichen jüngeren. In vier grösseren Bauphasen wurde bereits kurz nach 1500 in etwa das heutige Volumen des Hauskomplexes Steinbockgasse 7 erreicht (vgl. Abb. 2). Von diesem soll im folgenden ausführlich berichtet und mit einem kurzen Überblick zur jüngeren Baugeschichte abgerundet werden.

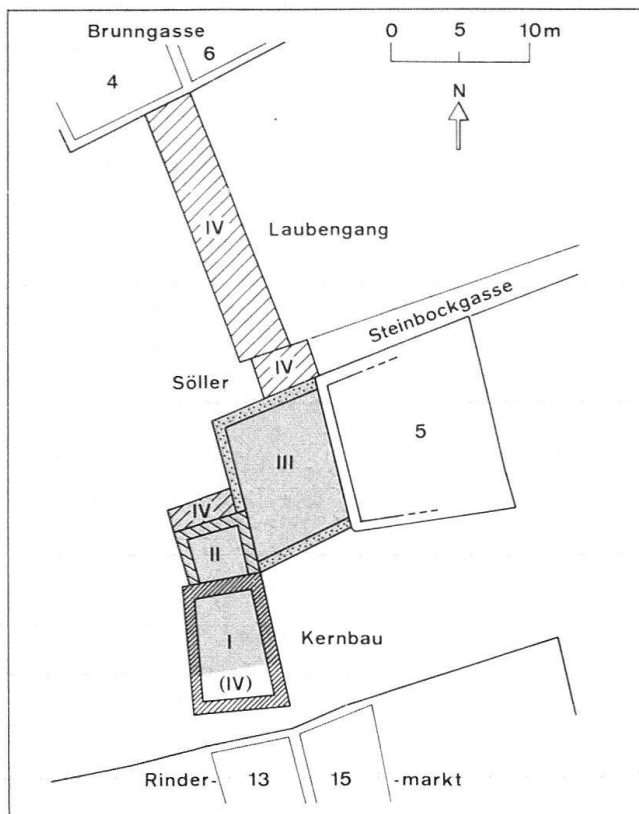


Abb. 2. Phasenplan: In vier grösseren Bauphasen wurde um 1500 bereits in etwa das heutige Volumen (gerastert) des Hauskomplexes Steinbockgasse 7 erreicht

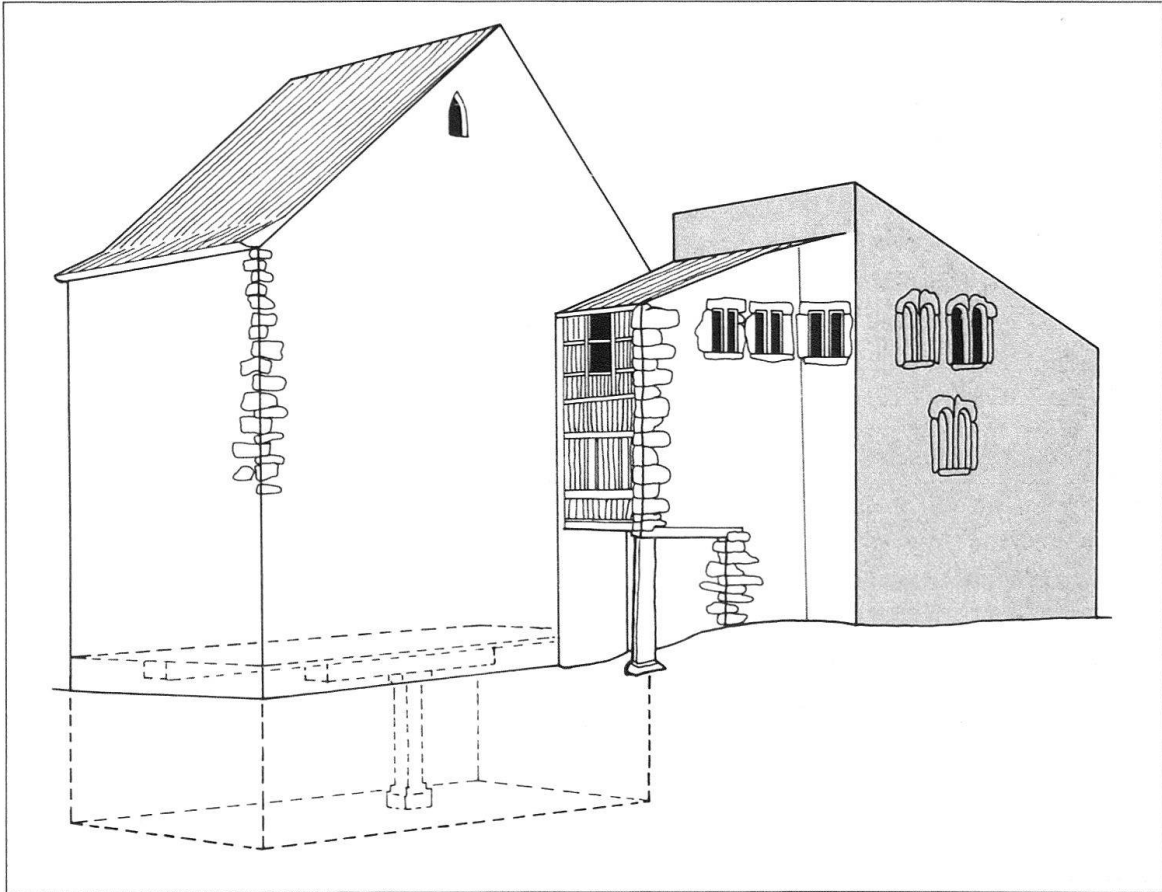


Abb. 3. Perspektivische Ansicht von Nordwesten der Bauphasen I (grau unterlegt) und II und III

Phase I/Kernbau (vgl. Abb. 2 und 3). Der leicht trapezförmige Grundriss dieses ältesten Baukörpers aus lagenhaft gefügtem, zweischaligem Bruch- und Bollensteinmauerwerk betrug im Licht etwa 5×7 m und griff ursprünglich weiter nach Süden. Die Mauerstärke beträgt gut 80 cm und ist über drei Stockwerke erhalten. Überdacht war der Kernbau von einem steil gegen Süden abfallenden Pultdach.

Im 2. Obergeschoss fand sich auf der Westseite unter dem Putz ein zugemauertes, gekuppeltes Spitzbogenfenster (vgl. Abb. 4), welchem ein durch jüngere Fenster stark verstümmeltes Gegenstück in der Ostwand entsprach. Unter diesem wurde im 1. Obergeschoss ein weiteres, auch zu zwei Dritteln zerstörtes, gleiches Fenster gefunden. Wir halten es für sehr wahrscheinlich, dass an der gegen Abend zugewandten Fassade im 1. und neben dem erhaltenen gotischen Fensterpaar im 2. Obergeschoss ursprünglich weitere Lichter bestanden haben, welche durch die jüngeren Fensterausbrüche verschwunden sind.

Auf Raumtrennungen im 2. Obergeschoss weist nur noch das in der Ostwand gefundene, schmale Rechteckfensterpaar hin, welches nördlich der Spitzbogenlichter liegt (vgl. Abb. 4). Die Nische des einen Fensters konnte von den späteren Ausmauerungen befreit werden; sie war stark russverschmutzt, und die sorgfältig gefügten Hausteine waren speckig. Hier muss sich eine Küche befunden haben, welche sicherlich getrennt war vom grosszügiger befensterten südlichen Raum.

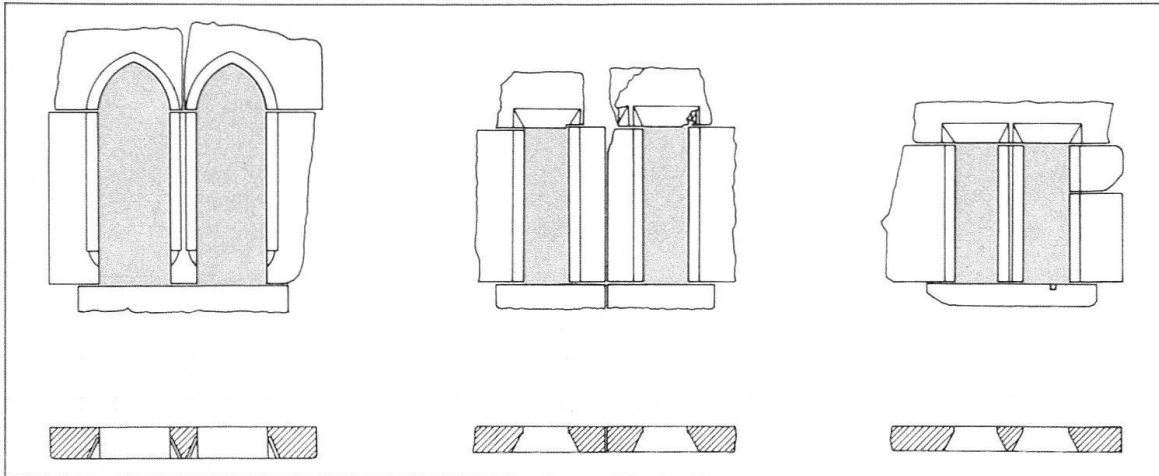


Abb. 4. Gotische Fensterformen: (links) Kernbau (Phase I), 1. und 2. Obergeschoss, letztes Viertel des 13. Jahrhunderts; (Mitte) Kernbau, 2. Obergeschoss/Ostwand, letztes Viertel des 13. Jahrhunderts; (rechts), Phase II, 2. Obergeschoss/Westwand, um 1300

Vom trapezoiden Grundriss, vom Mauercharakter her und vor allem wegen der gotischen Fensterformen gehört der Kernbau ins letzte Viertel des 13. Jahrhunderts.

Phase II (vgl. Abb. 2 und 3). Wenig später – wohl kurz nach 1300 – wurde der älteste Baukörper durch einen ebenfalls dreigeschossigen und mit einem leicht abgesetzten Pultdach gedeckten Anbau nach Norden erweitert. Die quadrierte Nordwestecke wurde von einem erdgeschosseshohen Eckständer abgefangen, auf welchem der Schwellbalken der in Holz errichteten Nordwand ruhte. Die Ostwand dieses Erweiterungsbaus war – wie die Westwand – eine Zungenmauer; hier wie dort ragte der «Eckverband» etwas über die dazwischen gefügte Holzwand hinaus. Auf dem erwähnten, freistehenden Eckständer ruhte – auf der Flucht der Westwand – ein zweiter Schwellbalken, welcher 2,5 m südlicher auf einem quadrierten Eckverband zu liegen kam. Durch diese eigenwillige Konstruktion blieb ein Teil des Erdgeschosses von Phase II auf zwei Seiten offen.

Im 2. Obergeschoss der Westwand wurden unter dem Putz gleich drei Rechteckfensterpaare gefunden, bzw. vollständig freigelegt. Die gekuppelten gotischen Lichter sind etwas niedriger als die wenig älteren an der Ostwand des Kernbaus, messen aber wie diese 25 cm im Licht (vgl. Abb. 4). Die ursprüngliche Nordfassade des ältesten Baukörpers – nunmehr Binnenmauer geworden – muss mindestens im 2. Stockwerk weitestgehend durchbrochen worden sein, wie das südlichste der drei gedrungenen Rechteckfensterpaare deutlich macht.

Zu jener Zeit – um 1300 – muss das knapp 8 m östlich von Phasen I und II gelegene Haus Steinbockgasse 5 errichtet worden sein; dies legen Eckquaderverband und Mauercharakter nahe³.

Phase III (vgl. Abb. 2 und 3). In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde der nordöstliche Hausteil hinzugefügt (etwa 7 m breit und 10 m tief), welcher gut zur Hälfte

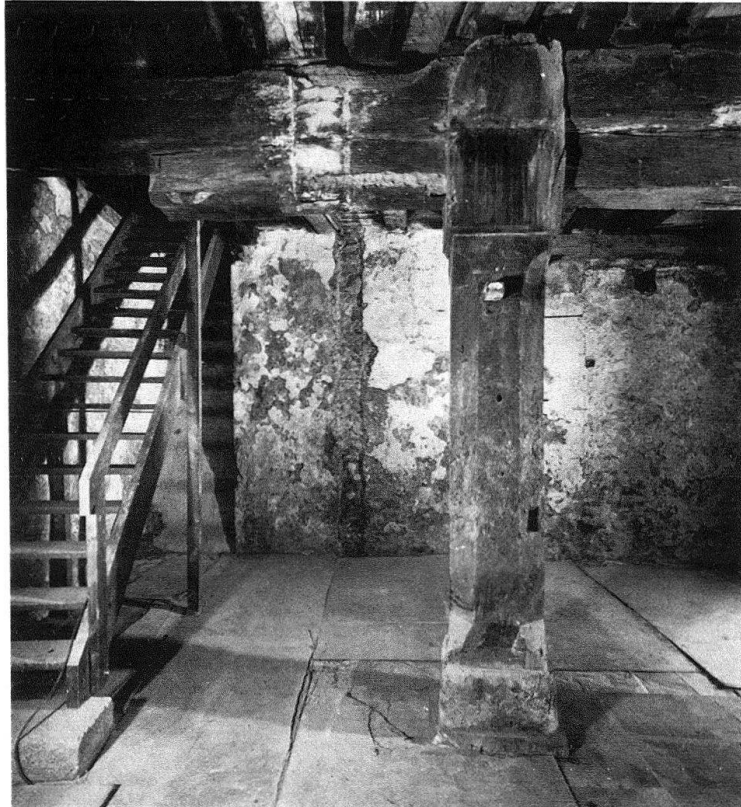


Abb. 5. Blick von Osten in den Keller der Phase III: Stud, Sattelholz und Unterzug, alle drei in Eiche um 1420/1430 eingebaut, gehören zum Ältesten, was sich an Zimmermannsbaukunst in der Zürcher Altstadt erhalten hat

über den südwestlichen gegen Norden bis auf die Flucht der Steinbockgasse 5 hinausragt. Dieser Baukörper, von dessen ältester Substanz sich Teile der quadrierten Nordwestecke und ein im westlichen Giebelfeld gefundenes Spitzbogenfenster mit verputzter Leibung erhalten haben, wurde um 1420/1430 unterkellert, wie der dendrochronologische Befund an einer Stud mit Sattelholz und Unterzug deutlich macht (vgl. Abb. 3 und 5) ⁴.

In den ältesten Steuerrödeln seit 1357 wird denn auch von zwei Hinterhäusern gesprochen, die ihrer Lage nach zum Rindermarkt 13 und 15 gehörten (vgl. Abb. 1). Das nordöstliche (Phase III) trug den Namen «Ligöd», was bedeutet, dass es zuvor einmal längere Zeit öd und leer lag. Im Rodel von 1366 ist das «Ligöd» wiederum ohne Bewohner eingetragen, und in den späteren fehlt es überhaupt. 1389 wurde es beim Verkauf des Hinterhauses (Phasen I und II) von Rindermarkt 13 als Anstösser erwähnt, ebenso noch im Rodel der Einkünfte des Grossmünsterstiftes von 1511 als hinten an den «Ambos», Rindermarkt 13, anstossend ⁵.

Phase IV (vgl. Abb. 1 und 6). Um 1500 gelangten der «Weisse Turm», Brunngasse 4, und das nunmehr dazugehörige Haus Steinbockgasse 7 in den Besitz des ursprünglich zum Priester bestimmten Söldnerführers Rennward Göldli (1474–1555), der später wegen der Glaubensspaltung und Reibereien mit der Zürcher Obrigkeit nach Luzern zog.

Ritter Rennward Göldli baute nach seiner Heirat (1502) mit Regula Escher vom Luchs in den Jahren 1502/03 dieses Hinterhaus weitgehend um und liess im 1. Oberge-

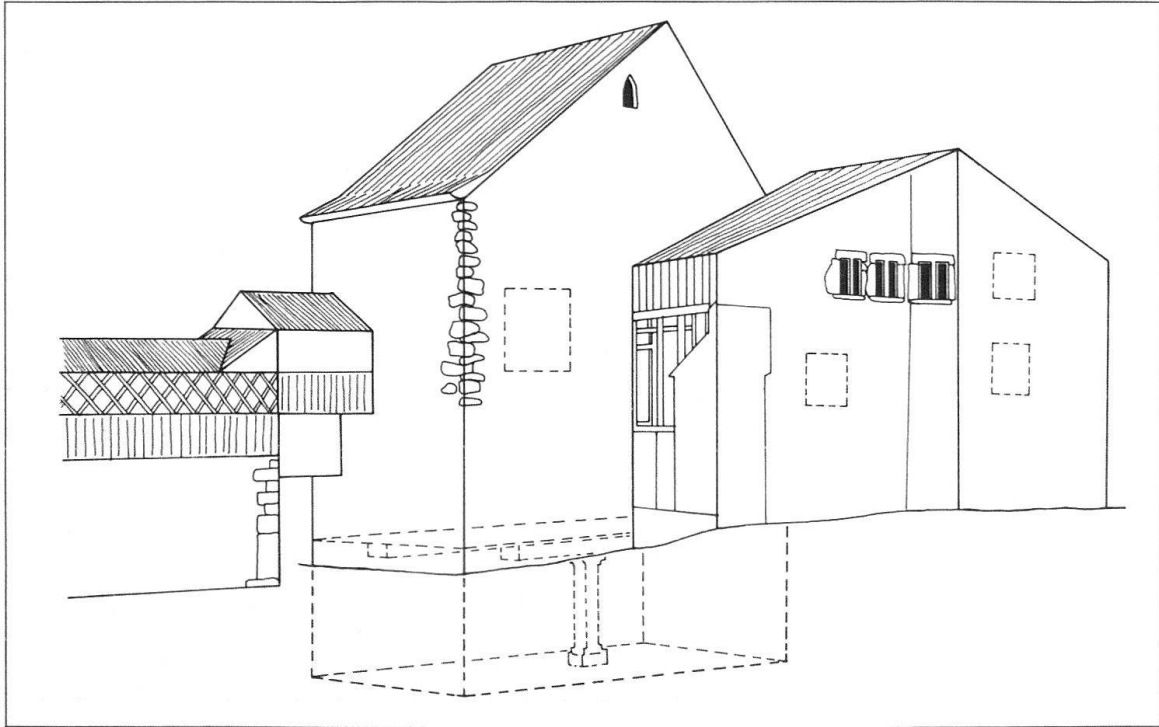


Abb. 6. Perspektivische Ansicht von Nordwesten der Bauphase IV. Der gedeckte Laubengang (linker Bildrand) zieht weiter nach Norden an die Hoffassade des «Weissen Turms» (vgl. Abb. 1)

schoss des nordöstlichen Hausteiles einen hohen, zurückhaltend bemalten Festsaal errichten (vgl. Abb. 14, S. 463). Der hochmittelalterliche «Weisse Turm» war für solche zurückhaltend-festliche Renaissance-Atmosphäre offensichtlich zu eng. Von der Brunngasse 4 gelangte man durch einen langen Gang über einige Tritte in den «Söller» und von da durch eine spätgotische Türe in diesen grossen Saal (vgl. Abb. 7).

Auf dem Murer-Prospekt von 1576 ist der neu erstellte Verbindungstrakt mit gedecktem «Laubengang» und «Söller» auf der Höhe des 1. Stockwerkes deutlich zu erkennen (vgl. Abb. 1). Der «Söller» mit dem eingeschossigen Fachwerk, bei dem die Eckständer mit Kopf- und Fussbändern verstrebt sind, ruht auf einem gemauerten Steinsockel, im Süden sind die Schwellbalken in die Fassade eingelassen. Der so abgehobene Bau besitzt einen offenen Dachstuhl und ist im Innern bemalt: an der südlichen Innenwand (der ursprünglichen Aussenwand von Phase III) sowie an der entgegengesetzten Wand wurden im Giebelfeld die Allianzwappen Göldli/Escher gemalt. Die mit einer Lanzenrast versehenen Schilde sind überhöht vom Spangenhelm mit dem Kleinod und der üppig geblatteten Helmdecke. Die in den heraldischen Farben ausgeführten Allianzwappen werden umrahmt von einem Bollenfries und umrankt von stilisierten Blumensträusschen. Diese in Schwarz gehaltene, sehr qualitätvolle spätgotische Secco-Malerei begleitet und füllt die Riegelfelder oder gliedert die vom Portal zum Festsaal hin durchbrochene Südwand. Es sind gewissermassen gemalte Wandteppiche, die durch ihre Motive den engen «Söller» zum luftig abgehobenen Gärtchen werden lassen (vgl. Abb. 8 und Abb. 13, S. 459, 463).

Von der einstmals zurückhaltend-festlichen Atmosphäre im hohen Saal zeugt allein noch die in Stichbogen und Leibung der Zugangstüre vom «Söller» her erhaltene Malerei⁶: in ursprünglich wohl kräftigen Gelb-, Grün- und Schwarztönen sind Blütenkelche symmetrisch so angeordnet, dass sie als Ganzes wiederum eine «Blume» ergeben. Zusammen mit Blatt- und Pflanzenteilen sind diese «Blumen» wie an Schnüren aufgehängt und straff gegliedert (vgl. Abb. 7). Die Fülle ist – ganz im Sinne der Renaissance – gebändigt. Deutlich macht sich die Vorliebe für klar begrenzte Dekorationselemente bemerkbar. Dies überrascht umso mehr, denn im Vorraum zum hohen Saal, dem «Söller», durchschreitet der Festbesucher die natürlich wuchernden spätgotischen Blumenbeete.

Der südwestliche Hausteil wurde damals baulich noch weit mehr verändert. Die Südwand des ursprünglichen Kernbaus musste abgebrochen und gut 2 m nach Norden auf die heutige Flucht zurückversetzt werden. Auf der Innenseite der neuen Südwand, welche mit der alten, zurückgestutzten Ost- und Westmauer durch spolienbestückte Eckquaderverbände verzahnt ist, konnte in Schwarz gehaltene spätgotische Secco-Malerei fragmentarisch freigelegt werden. Sie ist mit ihren Bollenfriesfeldern und den eingebundenen stilisierten Blumensträussen identisch mit derjenigen im «Söller» (vgl. Abb. 8 unten, und Abb. 13, S. 463) und will hier wie dort den Eindruck von blühenden Blumenbeeten erwecken.

Das im Süden abgegangene Bauvolumen wurde an der Nordwand von Phase II angesetzt und erreichte damit die heute noch bestehende Flucht. Im Zusammenhang mit dieser Erweiterung unterfing man die pfeilergestützte Nordwestecke mit Mauerwerk und brach in der Ost- und Westwand des nunmehr verkleinerten ursprünglichen



7



8

Abb. 7. Blick vom Festsaal mit der frühen Renaissancemalerei (1502/03) durch die Eingangstür hinaus in den «Söller»

Abb. 8. Ausschnitt aus der Nordwand des «Söllers» mit der spätgotischen Secco-Malerei (1502/03). Der Wappenschild der Escher (von Luchs), überhöht vom Spangenhelm mit dem Kleinod und der geblätternen Helmdecke, wird umrahmt von einem Bollenfries und umrankt von stilisierten Blumensträusschen

Kernbaus grössere Fenster heraus. Die neue Nordfassade wurde in Mischbauweise errichtet, das oberste Geschoss unter dem aufgeschiffteten und verlängerten Dach scheint hier verbrettert gewesen zu sein.

JÜNGERE ZEIT

Wohl in den 1520er Jahren hatte Hans Engelhard, der als Vertreter der Konstaffel im Grossen Rat sass, von Rennward Göldli die ganze Besitzmasse für den Kaufpreis von 1100 Pfund gekauft. Von den Engelhardschen Erben gelangten die Liegenschaften in den Besitz der aus Locarno gekommenen Glaubensflüchtlinge Orelli. Im späten 16. Jahrhundert nahmen diese bauliche Veränderungen vor, wie aus dem dreiteiligen Fenster mit der Jahrzahl 1592 im Erdgeschoss/Nord von Phase III geschlossen werden kann. Der Umbau brachte damals vor allem durch grosszügigere Fenster mehr Licht in den nordöstlichen Hausteil.

Nach mehreren Handänderungen und damit verbundenen kleinen Eingriffen wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Engelhardsche Erweiterungs- bzw. Ersatzbau im Dachbereich weiter ausgebaut (vgl. Abb. 9). Am 4. Juni 1929 erwarb die Stadt Zürich die ganze Besitzmasse durch Kauf.

Anmerkungen

¹ Das just östlich davon gelegene Geviert, gebildet durch Predigerplatz, Froschaugasse, Neumarkt und Chorgasse, wird durch das Nord-Süd verlaufende Predigergässli gedrittelt. Als Predigerbesitz blieb der Grossteil dieses ungefähr 0,6 ha grossen Gevierts bis zur Reformation vor Überbauungen verschont und bewahrte eigentlich bis heute noch weit mehr als der von uns besprochene westliche «Freiraum» den kleinstädtischen Gartenlaubencharakter.

² Der 1756 zum «obrigkeitlichen Ingenieur in Zürich» gewählte Johannes Müller erstellte in den Jahren 1788–1793 im Auftrag der Behörde einen überaus zuverlässigen Plan, welcher neben dem Murer-Prospekt von 1576 das zuverlässigste Quellenwerk für die Stadtkernforschung darstellt. Der «Müller-Plan» bildete auch die Grundlage für das von Architekt Hans Langmack 1942 fertiggestellte Stadtmodell, welches sich heute im «Haus zum Rech», am Neumarkt 4, befindet.

³ Das Haus Steinbockgasse 5 ist baugeschichtlich nicht untersucht. Allein die heute mit der Steinbockgasse 7 gemeinsame Brandmauer konnte von aussen teilweise freigelegt und beobachtet werden.

⁴ Die dendrochronologischen Messresultate wurden von Silvio Stuker in unserem eigenen Labor erhoben und ergaben nachfolgende Werte:

Stud (Eiche) 198 Jahrringe Endjahr 1404

Sattelholz (Eiche) 80 Jahrringe Endjahr 1397

Unterzug (Eiche) 108 Jahrringe Endjahr 1401

Da keine der Proben Waldkante aufweist, ist eine auf das Jahr genaue Datierung ausgeschlossen. Die Stud lässt hinter dem letzten Jahrring jedoch Splint erkennen, der Unterzug weist sogar 4 Spintjahre auf. Wenn man davon ausgeht, dass diese Hölzer gleichzeitig geschlagen wurden, ergibt sich als wahrscheinlichste Schlagzeit der Zeitraum zwischen 1420 und 1430 n. Chr.

⁵ Bei der Besitzergeschichte halte ich mich an den von Heinrich Steinmann, Sekretär am Baugeschichtlichen Archiv der Stadt Zürich, verfassten Bericht (MS. vom 13. Februar 1980).

⁶ Im einstigen deckennahen Bereich des hohen FestsaaIs wurde diese Malerei durch das Herabsetzen der Decke im mittleren 19. Jahrhundert weitgehend zerstört. Die Malereien stehen stilistisch zwischen jenen, wahrscheinlich Hans Haggenberg zugeschrieben aus dem späten 15. Jahrhundert in Winterthur, Technikumstrasse 12, heute zerstört, (vgl. *Zürcher Denkmalpflege II*, S. 94–95) und in der Unteren Vogtstube von Schloss Hegi (vgl. *Kunstdenkmäler des Kantons Zürich*, Bd. VI, S. 264, Abb. 195) und denjenigen von 1534 im «Haus zum Rech», Neumarkt 4, Zürich (vgl. BARBARA HANDKE u. a., *Das Haus zum Rech*, Zürich 1979, S. 32 ff.).

⁷ Die Nordwestecke ist heute durch jüngere Anbauten völlig verpackt und konnte während der Umbauarbeiten nicht endgültig untersucht werden. Sie scheint durch eine massiv gemauerte Strebe verfestigt zu sein.



Abb.9. Perspektivische Ansicht von Nordwesten des Zustandes von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Zeit vor dem Umbau

DIE BAUAUFGABE AUS DER SICHT DES ARCHITEKTEN

von Paul Maurer

Als mir im Jahre 1979 der Auftrag zur Sanierung der Liegenschaft Steinbockgasse 7 erteilt wurde, war die Aussenrenovation in Zusammenarbeit mit dem Büro für Archäologie durch das städtische Hochbauinspektorat bereits abgeschlossen. Es lagen also gewisse Erkenntnisse über die Baugeschichte vor. Die Aufgabe des Architekten bestand darin, parallel zu den baugeschichtlichen Forschungen im Innern eine bauliche Untersuchung vorzunehmen und, gestützt auf diese Ergebnisse, einen Vorschlag zu unterbreiten, wie das Gebäude unter Berücksichtigung der bereits durchgeführten Fassadenrenovation, der baukünstlerischen Substanz und aller baupolizeilichen Vorschriften den heutigen Wohnansprüchen entsprechend genutzt werden kann.

VORGEFUNDENER ZUSTAND

Über die im Aufsatz von Jürg Erwin Schneider beschriebenen archäologischen Funde hinaus war keine nennenswerte baukünstlerische Substanz erhalten, wie sie oftmals in Form von Öfen, Türen, Stukkaturen usw. angetroffen wird. Im Gegenteil, das Ge-

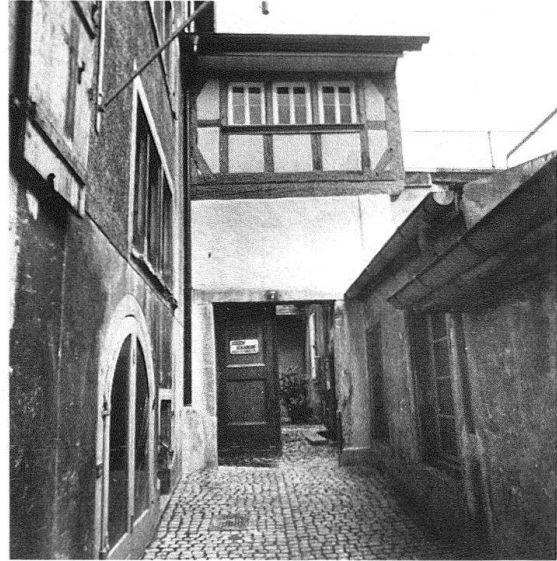


Abb. 10/11. Der Söller vor und nach der Restaurierung

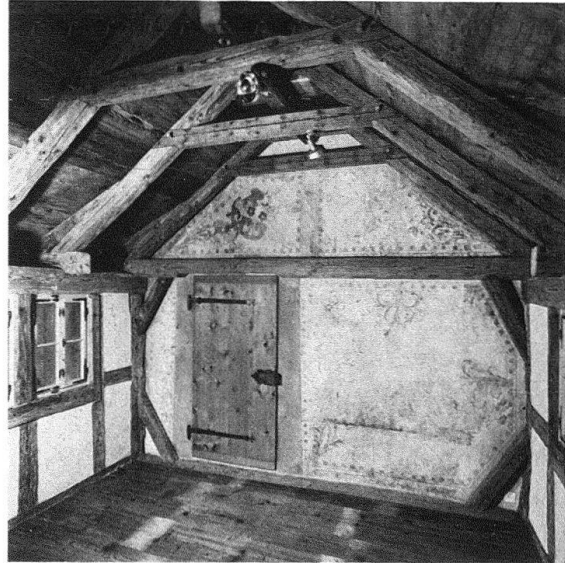
bäude hinterliess eher einen verwahten Eindruck, obschon es sich äusserlich bereits im Sonntagskleid präsentierte. Den vier vorhandenen Wohnungen standen zwei WC-Anlagen im Treppenhaus sowie eine Badewanne im Estrich zur Verfügung. Unzählige leckere Stellen in den Wasser- und Abwasserleitungen sowie im Dach hinterliessen irreparable Spuren im Holzwerk. Teile des Dachgebälks fanden letzten Halt an der Ziegellattung. Mit Ausnahme von Kaminwänden bestanden alle Innenmauern aus verbrettertem und verputztem Fachwerk. Eine schlechte Ausgangslage, um den neuen statischen, schalltechnischen und feuerpolizeilichen Anforderungen zu genügen. Unter diesen Voraussetzungen wurde es als ratsam und zweckmässig erachtet, das Gebäude bis auf die Balkenlagen auszuräumen, und alsdann neu aufzubauen.

GRUNDRISSGESTALTUNG UND KONSTRUKTIVE MASSNAHMEN

Kellergeschoss: Von Anfang stand fest, dass der trapezförmige Kellerraum mit dem Eichenstud im Zentrum (Abb. 5 und 14) in seiner Grösse und Einheit wiederherzustellen sei. Die alten Luftschutzeinbauten waren ohnehin untauglich und konnten entfernt werden, womit auch der Weg frei war, die Leitertreppe wieder an ihren ursprünglichen Standort (gleichlaufend wie die Haupttreppe) zurückzulegen. Die alte Auswechslung der Balken war noch vorhanden. Nun stellte sich ein Konflikt ein, da verschiedene Forderungen aufeinanderprallten. Die neue massive Treppenhausmauer konnte aus statischen und feuerpolizeilichen Gründen nicht auf das Kellergebälk abgestellt werden. Eine Abstützung wurde von der Denkmalpflege verworfen. Eine weitere feuerpolizeiliche Auflage bestand im «Wunsch», die ganze Balkendecke mit Gipsplatten zu verkleiden, um ein Einstürzen der darüberliegenden Atelierwohnung im Brandfall zu verhindern. Auch diese Forderung war mit der Zielsetzung der Denkmalpflege nicht vereinbar. Da jedoch dem Eichenstud einige Belastung zugemutet werden konnte, fand



12



13

Abb. 12. Gesamtübersicht über Steinbockgasse 7 mit Söller und Verbindungsgang. Deutlich sichtbar die zurückgestutzte Lukarne mit dem Dachterrässli
 Abb. 13. Innenraum des Söllers mit dem offenen Dachstuhl, den Wandmalereien und der Türe zum ehemaligen Festsaal

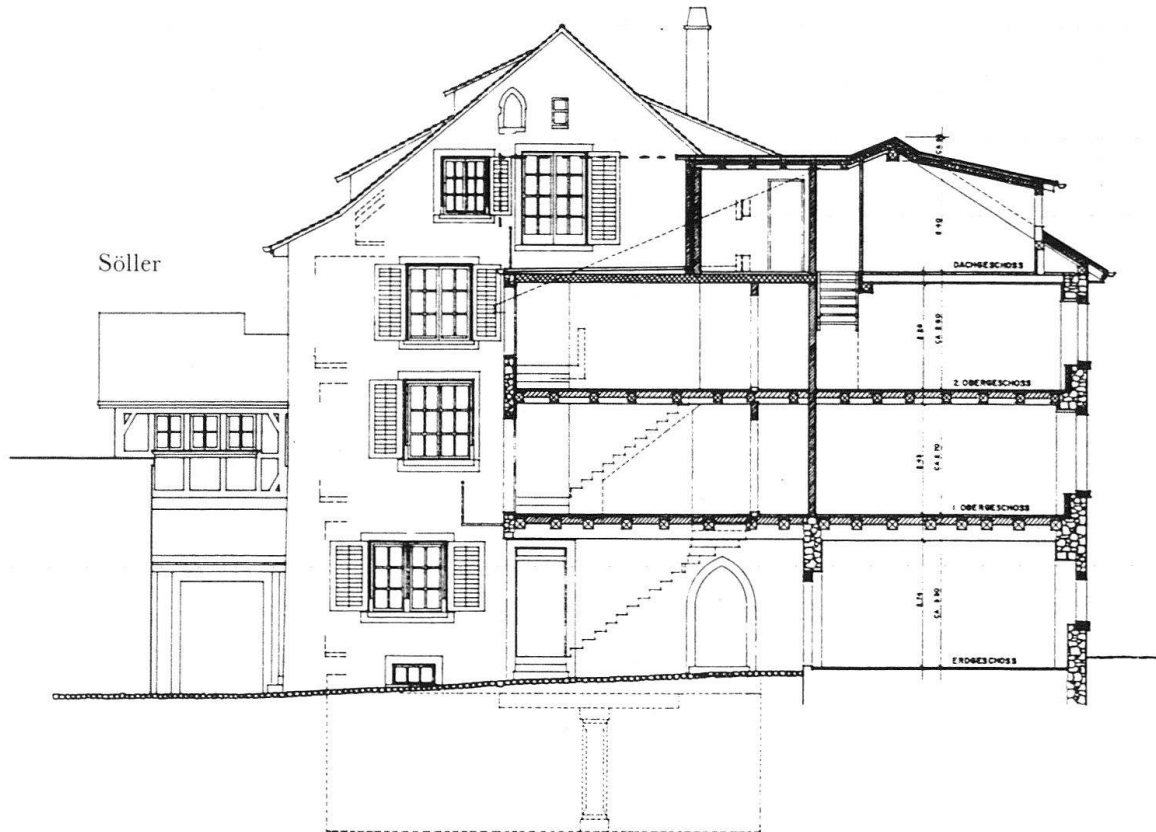


Abb. 14. Schnitt- und Ansichtsplan (Massstab 1:200) mit markiertem Keller (Stud), Söller, neuer Giebelwand mit Fenster und Dachterrässli



Abb. 15. Wohnzimmer der Dachwohnung mit Blick gegen die Giebelwand, erkennbar die Hetzerbalken. Im Hintergrund die kleine Dachterrasse

man die Lösung in einer nahezu selbsttragenden Eisenbetondecke über dem Gebälk, die durch unsichtbare Unter- und Überzüge (Treppenhauswand) verstärkt wurde. Damit war eine Plattform geschaffen, die alle Lasten übernehmen und auf die massiven Aussenmauern abgeben konnte. So konnte der Raum ohne jegliche Einbauten in seiner Einheit gewahrt werden.

Im Erdgeschoss beschränkte sich die Aufgabe des Architekten auf die Umwandlung der alten Werkstatt in ein Wohnatelier mit Kochnische, Duschen- und WC-Raum. Einige Aufmerksamkeit war hier der grossen Balkenspannweite zu schenken, die es mittels Stahlunterzug und -stütze zu verkürzen galt. Kleine, hübsch integrierte Annexbauten vor dem Hauseingang waren von unseren Vorfahren offenbar schon ausersehen worden, dereinst unsere technischen Räume wie Heizung, Waschküche und Elektroverteilung aufzunehmen. Diese «Voraussicht» hat zur sinnvollen Nutzung des Gebäudes viel beigetragen.

1. Obergeschoss (Abb. 16): Wie das Erdgeschoss schien auch das 1. Obergeschoss anfänglich an den Architekten keine grossen Anforderungen zu stellen. Zwar war da noch ein «Anhängsel» über dem Steinbockgässli (Abb. 10), von dem man nicht so recht wusste, wohin es eigentlich gehört, zum Haus Steinbockgasse 7 oder zum Verbindungsbau der Brunngasse, denn von dieser Seite war das Häuschen auch erschlossen (Abb. 12). Das Auffinden der zugemauerten und hinter Wandtäfer versteckten spätgotischen Türe (Abb. 7) eröffnete die Möglichkeit, diese Zweizimmerwohnung um ein weiteres Zimmer zu bereichern. Der Schopf musste nur gründlich aufpoliert, neu eingedeckt, isoliert und der Zentralheizung angeschlossen werden. Den Archäologen liess der Schopf aber keine Ruhe. Unbehelligt von den Bauarbeiten im Hauptgebäude, liess man ihnen noch

etwas Zeit, den baugeschichtlichen Gegebenheiten auf die Spur zu kommen. Für alle war die Überraschung gross, als unter den abgelösten Putzschichten Malereien zum Vorschein kamen. Plötzlich erhielt nicht mehr der moderne Wohnkomfort Priorität, sondern der Schutz der alten Substanz. Je mehr diese herausgeschält wurde, um so wertvoller erschien sie, um so schlimmer aber war ihr Erhaltungszustand. Durch jahrzehntelange Verwitterung war das alte Holzwerk verfault und in Auflösung begriffen, für ein Riegelwerk eine tödliche Situation. Wie aber sollten die wunderbar bemalten, äusserst brüchigen Riegelfüllungen erhalten bleiben, wenn die Riegel selbst, inkl. Dachgebälk, ersetzt werden mussten? Genügte nicht schon die kleinste Erschütterung, um das ganze Gebilde zum Einsturz zu bringen? Nach der Stabilisierung der bemalten Riegelfüllungen durch die Restauratoren musste ein Zimmermann von altem «Schrot und Korn» gefunden werden. Seine Aufgabe war, ohne einen Stein vom andern fallen zu lassen, Flicke einzusetzen, Riegelbalken, Pfetten und Sparren aus- und wieder einzubauen, «neues» Holz mit altem fachgerecht zu verbinden. Dafür kam nur altes gebrauchtes Holz in Frage, das im Hause selbst und in umliegenden Abbruchobjekten gefunden wurde. Die äussere und innere Sichtbarmachung des Riegelwerkes (Abb. 11) und der Malereien sowie die Wiederherstellung des offenen Dachstuhles bedeuteten Verzicht auf Aussen- oder Innenisolierung und, als Folge davon, auf eine Raumheizung. Kondensationserscheinungen würden sonst das Bauwerk gefährden. Lösten diese Massnahmen anfänglich bei Mieter und Vermieter nicht eitel Freude aus, vermochte das vollendete Werk diese Stimmung voll zu wandeln. Aus der gemütlichen, beheizten Winterbibliothek ist die blumenberankte Sommerlaube, genannt «Söller», wiedererstand (Abb. 13) und damit ein kleines Stück architektonisches Kulturgut gerettet worden. Geradezu bescheiden im Aufwand nahm sich die Kleinwohnung im «Urbau» aus, wo es lediglich galt, die Nutzung auf die bestehenden Fensteröffnungen auszurichten und soviel Raum als möglich zu schaffen.

2. *Obergeschoss und Dachgeschoss* (Abb. 17): Besondere Sorgfalt verlangte die Gestaltung des 2. Obergeschosses, war es doch möglich, bei geschickter Anordnung den Dachraum in die Nutzung einzubeziehen und damit die oberen Wohnungen zu erweitern. Die Schwierigkeit bestand darin, ohne wesentliche Veränderung der Hauptdachform mit den drei kleinen Schleppern auf der Nordwestseite (Abb. 12) ausreichend Fensteröffnungen zu schaffen. Zwar wurde von der Denkmalpflege ein weiterer Schlepper auf der Südostseite zugestanden. Aber diese Öffnungen allein genügten nicht, die gewünschte Wohnqualität zu erreichen. Die wohnungsinterne Erschliessung der zugehörigen Dachräume und die somit wegfallende Haupttreppe schufen die Möglichkeit, die überdimensionierte und das Nebendach verunstaltende Dachlukarne (Abb. 9) zurückzustützen und die Hauptgiebelwand für eine zusätzliche Fensteröffnung freizulegen (Abb. 14). Die alte Treppenhaus/Estrichtüre wurde zum Fenster. Dass mit dieser Lösung im Geiste der Zürcher Altstadt ein Dachterrässli entstand, war wie ein Geschenk.

Etwas Kopfzerbrechen bereitete der Dachstuhl. Die Sparren waren zum Teil morsch, konnten aber auch der zusätzlichen Belastung durch Isolation, Unterdach und Doppeldeckung infolge ihrer schwachen Dimension nicht standhalten. Das Kehlgebälk

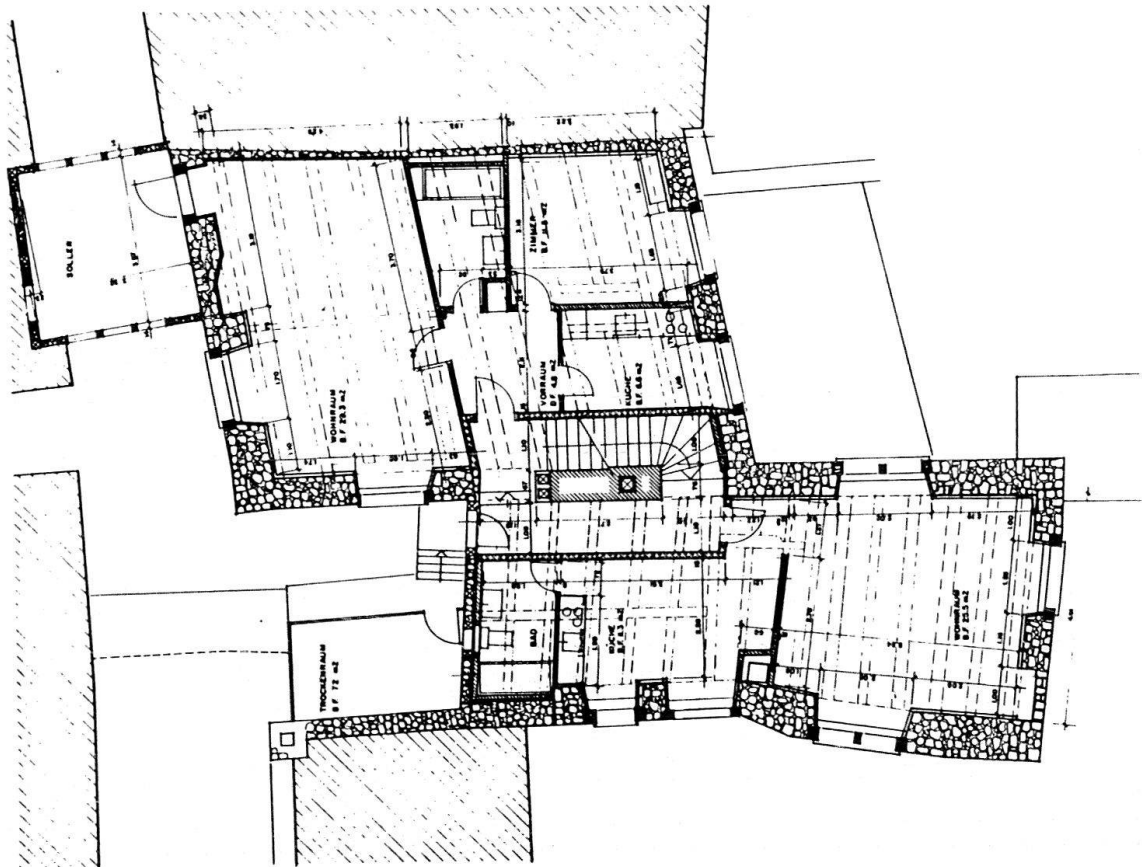


Abb. 16. Grundrisse (vorliegende Grösse Massstab 1 : 200) 1. Obergeschoss mit Söller

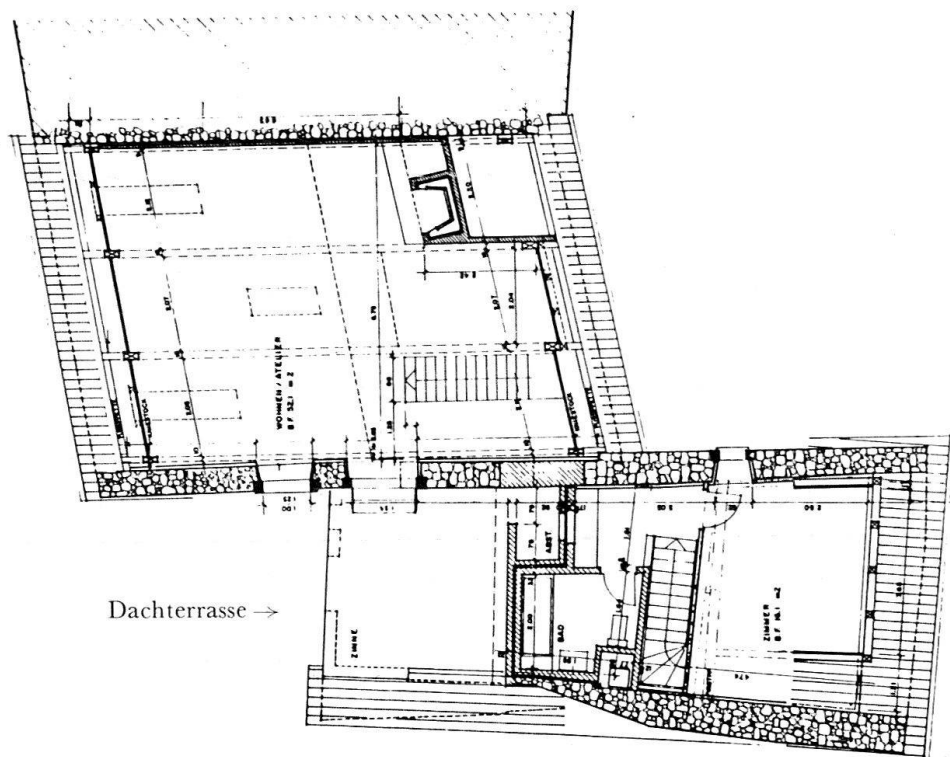


Abb. 17. Grundriss Dachgeschoss

als Druckriegel stand durch seine niedrige Lage einer Nutzung ebenfalls im Wege. Da mit der Fassade auch das gesamte Dachgesimse bereits renoviert war, stellten sich für eine Neukonstruktion erhebliche Schwierigkeiten ein. Das ganze Dach hatte sich nach dessen Fusspunkten zu richten, die gegeben waren durch Bodenbalken, Fusspfette und Sparrenenden. Da ein neuer Druckgurt ausser Betracht fiel, wurde die Lösung schliesslich gefunden im Einziehen von Hetzerbinderbalken mit Verstärkungen und Ergänzungen der verbleibenden Sparren. Infolge der relativ kleinen Lasten konnten die durchlaufenden Bodenbalken, verstärkt mit Fussplatten, die Funktion des Zuggurtes übernehmen. Im Gegensatz zum Söller, wo der Dachstuhl mit der alten baukünstlerischen Substanz eine Einheit bildet (Abb. 13), konnte hier entsprechend der modernen Nutzung von Dachräumen ein neuzeitlicher Weg konsequent beschritten werden (Abb. 15), wobei die tiefen Giebelfenster und die kleinen schartenartigen Schlepper dem schlichten Raum eine wohltuende und reizvolle Stimmung verleihen.

Auch der kleinen Dachwohnung im Nebengebäude musste infolge des schlechten Holzzustandes ein neues Dachgebälk verpasst werden, bestehend aus einfachen Pfetten und Sparren. Eine hübsche Bereicherung in dieser Wohnung bildet die Reaktivierung eines kleinen gotischen Doppelfensters auf der Westseite.

Restaurierung und Umbau des Hauses Steinbockgasse 7 waren für den Architekten eine dankbare und faszinierende Aufgabe, nicht zuletzt dank einer sehr erfreulichen Zusammenarbeit mit Bauherr, Behörde, Archäologen, Restauratoren und Handwerkern. Ihnen allen gebührt mein Dank.

BAUGESCHICHTLICHE UNTERSUCHUNGEN IN ZÜRICHS AUSSENQUARTIEREN

von Ulrich Ruoff

Seit den frühen sechziger Jahren haben wir eine grosse Zahl von Häusern in Zürichs Aussenquartieren untersucht. Anlass dazu gaben Umbauten, Restaurierungen und leider auch viele Abbrüche. Es erwies sich, dass weit mehr alte Substanz vorhanden ist, als man auf den ersten Blick glauben möchte. Die Überbevölkerung und Besitzesaufspaltung war in Stadtnähe offenbar besonders stark und verhinderte grosszügige Neubauten. Die Häuser änderten wohl durch viele An- und Umbauten ihr Gesicht, versteckt im Kern blieb aber doch viel von der ursprünglichen Konstruktion bestehen. In der Regel fällt diese den heutigen sehr eingreifenden Sanierungen zum Opfer. Die folgenden Beispiele zeigen die vielseitigen Aspekte der archäologisch-bauhistorischen Analyse in den alten Dorfkernen unserer Aussenquartiere: